

Nr. 3. Bromberg, den 19. Januar 1922.

Der Moosnarr.

Roman von Emil Uellenberg.

(7. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Schweigen lag über der Stätte des Unheils.

Basil Salmaser schaffte zäh und verbissen. Der Ast saß fest und hielt. Er tastete in der Finsternis nach unten.

„Veri," sagte er, „fühlst du den Stock?"

„Ja . . wenn ich bloß den linken Arm los hätte."

„Ist nicht nötig . . . achte [illegible] auf deine Hand."

„Ja, Herr . . ."

Das hatte wie ein unbe[illegible] Vertrauen geklungen.

„Du mußt erst den Griff a[illegible]nen Fingern spüren . . . Bin ich unter der Wurzel?"

Sekunden verstrichen.

Wenn der Bub fehl griff! . . .

„Ein bißchen tiefer noch . . ." kam von unten seine Stimme.

„So —?"

„Noch ein wenig . . ."

Salmaser hörte seinen Puls am Halse klopfen.

Wenn der Bub fehl griff . . .!

„Jetzt, Herr."

Wieder ein banger Augenblick . . .

Ein Ruck . . .

Salmaser merkte, daß ein Gewicht am Stock hing. Gelungen! jubelte es in ihm. Ein Zittern durchlief den Ast, seine Blätter rauschten von der plötzlichen Bewegung wie im Wind.

„Nun halt fest, Junge!"

Vorsichtig stemmte er den linken Arm zurück... Langsam... ganz langsam... Den rechten zog er nach, er fühlte, daß die Last ihm folgte. Heiß wurde ihm. Der Schweiß rann ihm von der Stirn...

Immer höher brachte er den Oberkörper. Bald hatte der Knabe auch den linken Arm frei und griff nach dem Birkenast. Nun ging es schon schneller.

Als Basil Salmaser den Jungen über den Grabenrand gezogen hatte, hörte er ein kurzes, stoßweises Aufschluchzen, wie bei einem, der die Zähne zusammenbeißt, um nicht laut heraus weinen zu müssen. Er wußte: die ungeheure Nervenspannung des Todbedrohten löste sich. Jeder freie Atemzug in die wiedergeschenkte Luft war ein einziger, überquellender Dank...

In ihm selber sang eine tiefe Glocke. Er spürte ein Brausen in den Ohren. Etwas ganz neues war in seinem Dasein zum Leben erwacht. Wie das Schleierschweben eines Wasserfalls sank es in lauen Wellen über ihn nieder.

Er stand unter der schwarzsamtenen Himmelskuppel als ein Begnadeter, der nur die Gralsschale empor zu heben braucht, um sie mit Strömen des Segens gefüllt wieder zurückzuziehen.

„Komm, Veri!" sagte er. Seine Stimme hatte das tiefe Orgeltönen des Glücks. „Komm, wir wollen heim . . ."

Die Mondsichel schwebte wie ein goldenes Horn auf den Tannenwipfeln.

Ein bläßlicher Schein geisterte über das Moorland.

Basil Salmaser zog den Buben hinter sich her durch das Gestrüpp des schwankenden Grundes. Er schaute in das Rätselgesicht der Nacht, das sich ihm mehr und mehr zu enthüllen schien.

Wenn er die Augen vorübergehend schloß, wurde es hell und klar in ihm. Ein warmes Licht durchflutete sein innerstes Seelenstübchen, drang in die verborgenste Ecke, die vordem kalt und finster gewesen war.

Hatte er wohl bisher zu viel an sich selber gedacht . . .?

Erwachte in dieser Stunde in ihm eine gärende Kraft, die seinem Leben eine ganz andere Richtung geben mußte?

Er ließ die Hand des Knaben nicht los.

Sie sprachen nicht.

Jeder hatte mit sich zu tun.

Als sie den schmalen Waldweg erreicht hatten, mahnte Salmaser zur Eile. Die Nachtluft wehte; mit dem „Neunewindle" abends kam auch nach dem heißesten Tage hierzuland eine empfindliche Kühle auf. Und der Bub steckte von oben bis unten in dem nassen, kalten Schlamm . . .

So liefen sie der Hütte zu. Wie ein tröstender Gruß leuchtete ihnen das Licht entgegen.

In der Küche blickten sie sich zum erstenmal in die Augen. Der Knabe schlug die seinen nieder, als hätte er ein Unrecht begangen.

„Was werdet Ihr von mir denken, Herr," stammelte er leise.

„Von dir denken?" fragte Salmaser überrascht.

„Nichts wie Last habt Ihr von mir . . ." Ein Schlucken saß ihm im Hals. Verlegen sah er, wie das braune Torfwasser von seinen Füßen auf die sauberen Dielenbretter lief.

„Tu nur mal zuerst deine Kleider herunter", sagte Salmaser lachend, „wie ein Schokoladenmännchen siehst du aus." Ihm war ganz selig zumut. Er ging in seine Kammer und kam mit trockenem Unterzeug zurück.

„So, das zieh an! . . . Und dann aufs Sofa mit dir und unter die Decke! Ein Bett wollen wir dir schon machen!"

Veri Sandl, der Bub, sah ihn groß an.

„Wär es nicht besser, ich lief nach dem Christazhof?"

„Damit du dich auf den Tod erkältest," wehrte Salmaser ab. Schon hantierte er am Herd, um Feuer zu machen.

„Aber — — —"

Der Junge sah scheu zu ihm auf.

„Nichts da — du bleibst die Nacht über hier."

„Aber der Bauer weiß nicht, wo ich bin . . . und — und der Knecht läßt nicht mit sich spaßen —"

„So kannst du nicht fort, so naß wie du bist," sagte Salmaser bestimmt.

Da gab der Knabe sich drein. „Ihr seid so gut, Herr . . ." stotterte er, „so . . . so muß wohl eine Mutter sein —" Damit zog er den nassen Rock von den Schultern.

„Hast du keine Mutter mehr, Veri?" fragte Salmaser warm.

„Ich hab sie nie gekannt."

„Und dein Vater?"

„Der ist schon lange tot."

Es war mit einemmal ganz still im Raum. Salmaser hatte sich umgewandt und schraubte an der Erdöllampe.

„Auch meine Eltern liegen auf dem Kirchhof." Das war alles, was er zur Antwort fand.

Wie er sich wieder umdrehen wollte, fühlte er ein Zupfen an seinem Arm. Er schaute in zwei glänzende Augen.

„Und wenn nicht I h r heut' gekommen wärt, Herr, läg ich auch jetzt bei den Toten."

Salmaser verstand den Jungen. Die Worte sollten der Dank sein, den er anders nicht auszudrücken wußte. — — —

Stille lag wieder über der Hütte am Moor. Am Röhrenbrunnen, dran er morgens gerastet hatte, stand Basil Salmaser und spülte die Kleider des Buben im fließenden Wasser. Hinter dem Kreuzholz schwebte der Mond. Der Erlöser schaute wieder auf [illegible] Menschen.

Nichts regte sich im stillen Feld. Feierliche Ruhe war ringsum.

Basil Salmaser tat sein Werk mit wunderlichen Gedanken. Zuweilen schaute er auf in die halbdunkle Nacht. In den Lüften zitterte weißliches Mondlicht wie Schleierweben. Es war ihm, als entschwebte in diesen Schleiern seine Vergangenheit.

Ganz leise summte der Wind um das Marterholz des leidenden Gottes. Klagende Musik glaubte er zu hören, aus fernen, fernen Gewölben, Meistergesänge aus offenen Domen, weinende Geigen, die sich mit dem leisen Rinnen der Menschentränen mischten . . .

So rann das Leid seit Jahrmillionen durch den geheimen Sinn der Schöpfung.

„Warum leiden wir?" flog es dem einsamen Mann durch die Seele, „ist das Leid die Offenbarung zürnender Gottheit? Was haben wir ihr getan, daß sie uns leiden läßt? Was lebt, muß leiden — und doch drängt alles, alles hin zum Leben. Im Leide sind wir alle Brüder, Gott selber leidet, und er leidet mit uns. Das ist die große Einheit, die das All umschlingt . . ."

Geister umspielen die Stätte am Brunnen, lispeln und flüstern um Dornenkrone und Vollenderglanz in den Augen des Wundermannes. Lichte Strahlen kommen wie Himmelsboten aus dem unermeßlichen Raum. Und alle tragen die gleiche Kunde auf ihren silbernen Flügeln: Im Gegensätzlichen liegen die Geheimnisse der Welt. Gott und der Teufel, Tod und Leben, Herbst und Frühling, Winter und Sommer, Kälte und Wärme, Welken und Blühen, Haß und Liebe, Leid und Freud.

Und Freude! . . . Ja, und Freude! . . ."

In der Seele des Mannes am Brunnen fand die Strahlenbotschaft ein Echo.

Er war fertig mit der Arbeit und schritt seiner Hütte zu. Die Strahlen wanderten mit ihm. Sie streichelten sacht seine vermühte Seele, daß die harte Rinde sich vor ihr löste und sie wieder glauben lernen und hoffen konnte. Das Summen des Windes vom Heilandskreuz ging mit ihm, Harfen hörte er, deren sanftes Klingen wurde ihm zum Sang der Menschheit, der aus Trauer und Leid heraus um Freude fleht.

„Bleib bei mir, Freude!" murmelte er innig. Er fühlte statt der wochenlangen Verzweiflung, die doch hinter all seinen Taten und Gedanken sprungbereit gekauert hatte, neuen Mut, neue Stärke. Hilfe, letzte große Hilfe hatte er bringen dürfen, darin schien eine Seligkeit zu liegen, ein Schatz, der unvergänglich bleiben mußte.

An der Tür seiner Behausung verweilte er einen Augenblick. Er wandte sich um und schaute noch einmal in das Strahlengewebe über dem schlafenden Land.

Aus der Ebene, weit im Vorblick in der Tiefe, flimmerte ein Licht zu ihm herauf. Das mußte das Rößle-Wirtshaus sein in seinem Dorf. Da saßen sie jetzt wohl hinterm Glase, im dicken Qualm, stritten um Nichtigkeiten und konnten den Heimweg nicht finden . . . Mit blinden Augen hockten sie unter dem künstlichen Licht; von den leuchtenden Rätseltiefen der Nacht wußten sie nichs. Er aber hatte einen Hauch ihres Segens verspürt.

So trat er zurück in die Küche. Im Herd war noch Glut. Er legte Torf nach. Die Kleider des Buben hängte er über den Ofen auf das Trockengestell. Dann nahm er die Lampe und ging vorsichtig in die Stube hinüber. Bei seinem Eintreten regte sich der Veri auf dem Sofa und öffnete die Augen.

„Schläfst du nicht?" fragte Salmaser. Er blieb stehen und schaute den Buben glücklich an.

„Ich hab' soviel Gedanken im Kopf, die muß ich erst herausdenken, Herr."

Salmaser staunte. Wie eigenartig drückte der Junge sich aus.

„Das wird dir wohl schlecht gelingen", sagte er mit einem Lächeln. Und als der Bub schwieg, fuhr er wie zur Erklärung fort: „Beim Grübeln in der Nacht, mein ich, werden die Gedanken in den Kopf hineingedrückt, statt heraus."

„Bei allen Menschen?"

„Das glaub ich sicher, Veri."

Der Knabe bewegte die Hände auf der Wolldecke. „Ich kann nur mit leerem Kopf schlafen", sagte er; er blickte mit seinen blauen Augen vor sich hin.

„Und jetzt ist dein Kopf noch nicht leer?" sagte Salmaser unsicher. Er kam sich ganz unbeholfen vor. Die Einfalt des Naturkindes hatte etwas Überlegenes, dem er sich nicht gewachsen fühlte.

„Nein, Herr," antwortete Veri schlicht.

„Dann wollen wir noch etwas plaudern. Das Wort ist die Brücke, auf der die Gedanken zum Kopf hinaus wandern können . . . Sag, wie ist es denn gekommen, das Unglück?" Er nahm einen Stuhl und setzte sich an den Tisch.

„Als ich am Abend da heroben war, seid Ihr nicht daheim gewesen —" begann der Junge zu erzählen.

„— und dann hast du die Briefe an die Tür gesteckt."

„Ja, Herr, aber ich hab — Euch — doch auch sehen wollen." Das kam leiser heraus, doch ohne jede Ziererei, wie selbstverständlich.

„Und dann?"

„Dann bin ich in den Wald gegangen derweil. Mein Vesper habe ich mitgehabt, Brot und ein Krüglein Most. Und wie ich den hab getrunken gehabt, ist mir der Gedanke gekommen, ich könnt' den Krug mit Beeren für Euch füllen, Rauschbeeren hat's gegeben, Preißelbeeren, Braunbeeren, Moosbeeren, die Menge."

„Und dabei bist du in den Torfgraben geraten?"

„Verspätet hab ich mich, weil das Krügle doch hat voll werden sollen . . . und wie es dunkel geworden ist, hab ich mich verlaufen, plötzlich hab ich nimmer gewußt, wo ich war. Da bin ich auf den Baum gestiegen."

„Auf die Birke am Graben?"

„Eben auf die, Herr. Es war der höchste Baum, und ich hab gedacht, ich könnt' Eure Hütte von oben sehen . . . und so war es auch."

Salmaser sah, wie der Junge innerlich erregt wurde bei der Schilderung des Mißgeschicks; eine Röte war ihm in die Wangen gefahren.

„Dann bist du heruntergefallen . . ." ergänzte er die Rede des Buben.

Der nahm das Wort auf: „Heruntergefallen, ja; aber der Ast ist gebrochen, auf dem ich stand. Ich klettere wie eine Eichkatz; es hätt' mich nichts herab gebracht. Nur — — so wenig einer einen Eiszapfen zum Glühen bringen kann, so wenig vermag er etwas gegen das Unglück . . . Das Unglück hat mich in den Graben geworfen . . ."

Ein murrendes Grollen war in seiner Stimme.

„Wir haben das Unglück dennoch bezwungen, Veri," sagte Salmaser beschwichtigend.

„Aber zwei haben dazu gehört!"

„Du darfst nicht ungerecht sein gegen das Schicksal . . . Und ist es dir denn ein so unangenehmer Gedanke, daß ich dir geholfen habe?"

Da schlug der Bub die Augen nieder. „Ich hab Euch nicht kränken wollen," sagte er leise.

„Das weiß ich, Veri."

„Last hab ich Euch bloß gemacht."

„Hast du noch nie einem Geschöpf helfen können, sei es Mensch oder Tier?"

„Wohl, wohl, Herr . . . meiner Schwester . . ."

„Du hast eine Schwester?"

„Ja, Herr."

„Und der hast du einmal helfen können?"

„Mehr als einmal," sagte der Junge mit leuchtenden Augen . . . „Und auch den Tieren . . ."

„Und das ist dir dann immer eine Last gewesen?"

„Nie, Herr," sagte Veri rasch, „wie sollte — —" dann stockte er; er merkte den Widerspruch und legte die Stirn in Falten. „Aber . . . aber das war anders . . . etwas ganz anderes . . " fuhr er fort, ohne doch die Entwirrung seiner verschlungenen Gedanken finden zu können.

„Ich weiß, was du sagen willst," kam Salmaser ihm zu Hilfe, „du meinst, Schwache, Hilflose, Frauen und Tiere, die dürften sich helfen lassen, der Starke aber, der Mann, der müsse auf sich selber gestellt sein, sich auf seine eigene Kraft und Geschicklichkeit verlassen. Ist es nicht so?"

Der Knabe nickte eifrig. „Ihr könnt das alles viel besser ausdrücken," sagte er bewundernd, „ich bin so dumm."

„Du bist nicht dumm, Veri, die Erfahrung fehlt dir nur. Ich habe auch erst lernen müssen."

„Ich möcht gern viel wissen, so viel wie ein Pfarrer," sagte der Junge noch.

Lachend gab ihm Salmaser die Hand. „Da hast du recht, ein Pfarrer, der weiß alles, oft mehr, als der Herrgott selber."

Veri staunte glücklich zu ihm auf. Ein Lächeln verschönte sein bleiches Gesicht.

Dann erhob sich Salmaser mit den Worten: „Nun aber heißt es schlafen, es ist spät in der Nacht."

Der Bub wurde wieder ernst.

„Ja, und morgen muß ich beizeiten fort, sonst schlägt's ein auf dem Christlahof."

„Gute Nacht, Veri."

„Gute Nacht, Herr."

Basil Salmaser betrat seine Schlafkammer. Wie wunderlich war der erste Tag hier oben in der Mooshütte zu Ende gegangen. Jetzt tat er das Fenster wieder weit auf. In leichten, frischen Wellen drang die herbe Luft herein; sie hatte tagsüber brütend auf dem sonnenheißen Moorland gelegen, nun wanderte sie, gesättigt von Blütenduft und erdigem Hauch, zu den Menschen ins Tal. Er zog sie ein, langsam,

tief, als tränke er schweren, alten Wein, der Mut und Kraft in die Adern bringt.

Lange konnte er nicht einschlafen. Die Stille regte ihn auf. Er vernahm nichts als das Rauschen seines Blutes. Bisweilen lauschte er nach der Nebenstube hin. Ob der Bub auch noch wach lag? Er glaubte jetzt, leise, regelmäßige Atemzüge zu hören. Den hatte wohl die Jugend in ihre Arme gezwungen . . .

Übermüdet schlief er endlich selber ein. — —

Als er erwachte, schaute der erste fahle Morgenschein in seine Kammer. Schlaftrunken rieb er sich die Augen. Da hörte er, daß der Junge sich im Nebenzimmer regte.

„Veri?“ fragte er hinüber.

„Es wird Zeit für mich, Herr.“

„Schau erst nach, ob deine Kleider trocken sind, sie hängen in der Küche über dem Ofen.“

Bald kam die Antwort:

„Etwas feucht sind sie noch; aber es muß gehen . . . und bald kommt die warme Sonne.“

Auch Salmaser zog sich an. Mittlerweile wurde es heller. Als er in die Küche kam, stand der Bub am Tisch, ließ den Tagesschein durch die Scheiben auf sich fallen und strich an seinem sauberen Anzug herunter. Ein paar Tränen liefen ihm über die Backen.

„Was ist denn, Veri, was ist?“

„Ihr habt das für mich getan“, stammelte er. Über sein Gesicht lief ein Zucken wie Weinen und Lachen zugleich.

Salmaser öffnete das Fenster und ließ die würzige Morgenluft herein. Ganz verlegen war er und wußte im ersten Augenblick nicht, was er entgegnen sollte. Dann legte er dem Jungen beide Hände auf die Schultern.

„Hast du einmal von Heinzelmännchen gehört?“ fragte er, einer Eingebung folgend. Und als Veri den Kopf schüttelte, fuhr er fort: „Das sind zierliche, kleine Männlein, die im Berg und im Moos ihr geheimnisvolles Wesen treiben. Am Tag schafft das Völkchen unter der Erde mit winzigen Hacken und Spaten in des Herrgotts Dienst, sie lockern die Erde, schichten edles Gestein und leiten das Wasser den durstigen Würzelchen zu. In der Nacht aber huschen sie in die Wohnstätten der Menschen. Wo einer in Not ist, da helfen sie, halbe Arbeit machen sie fertig, und schon mancher hat morgens erstaunt vor so einem Wunder in Werkstatt und Schaffraum gestanden . . . Aber nur zu guten Menschen kommen die Männlein . . .“

„Dann sind sie sicher heut' nacht bei Euch gewesen, Herr“ fiel der Knabe gläubig ein.

„Nein, Veri, bei dir waren sie; denn deine Kleider haben sie dir ja sauber gemacht . . .“

„Muß man ihnen denn nicht auch etwas dafür geben?“ fragte Veri weiter.

Salmaser verneinte lächelnd. Dann, als ob er sich besänne, fügte er hinzu: „Nur im Herzen soll man sie tragen und an sie denken . . .“ Er legte ihm den Arm um den Nacken. „Ich glaube, sie haben dich lieb, die kleinen Männlein . . . und Lohn wollen sie keinen . . . Nur eins können sie nicht ertragen: Menschenneugier. Wo einer sie belauscht hat bei ihrem Werk, da sind sie verschwunden für immer . . .“

„Dann will ich nie neugierig sein“, sagte der Bub und die Worte klangen wie ein Versprechen, „aber auch nie eine Wohltat vergessen.“

(Fortsetzung folgt.)

Wie die Lehre Jesu Weltreligion wurde.

Von Prof. Dr. Th. Birt. *)

Ein jeder mag nach seiner Fasson selig werden, das war der Grundsatz der Alten. Eine Fülle von Göttern, von Kulten gab es; sie waren ursprünglich Nationalgötter, Lokalgötter gewesen; das Leben selbst hatte sie erzeugt, und sie alle duldeten einander neidlos. Für die Aufklärung aber waren sie jetzt schon halbwegs zur Fabel, zur Allegorie geworden; in diesem Sinne las man seinen Homer und Vergil. Die Kultbilder, die in den Tempeln standen, waren vielfach 600, 700 Jahre alt; sie wurden ausgebessert, neu lackiert; aber sie waren wie verstäubt und altersmorsch, und man hatte sich gleichsam an ihnen müde gebetet. Nur Aesculapius, der Arztgott, kam bei dankbaren Verehrern jetzt mehr und mehr in Aufnahme er war der Heilende, der Heiland auch für die Seelen. Anregender aber war es, daß der Orient ganz neue Götter brachte, internationalen Charakters, deren Dienst mit klingendem Zauber und aufregendem Geheimnis umgeben war: erst Isis, dann Serapis, Mithras. Die fanden ungeheuren Zulauf; die Welt wurde ein großer religiöser Jahrmarkt mit frommen Schaubuden, die konkurrierten. Die Isis zog vielleicht am meisten; sie war längst schon die größte Attraktion. Kaiser Caracalla war es, der ihren Dienst endlich auch unter die Staatsreligionen mit aufnahm, derselbe Kaiser, der auch dem Serapis auf dem Quirinal den prachtreichen Tempel baute.

Aber ganz anders als diese drei Götter trat Christus auf. Nicht durch prunkenden Kult, er wirkte durch das Wort, die Predigt, die Agitation, die furchtlos von Stadt zu Stadt, von Gasse zu Gasse getragen wurde. Man wußte, daß Christus selbst die Mission, die Weltbekehrung befohlen hatte: wer Ohren hat zu hören, der höre! Eine planvoll umfassende Propaganda; nur Buddha, nur Mahomed haben ein Gleiches mit gleichem Erfolg getan.

Verstreute Judenschaften gab es schon an allen Plätzen; an die Judenschaften knüpften die Sendlinge aus Palästina an. Das herrliche Straßenwesen des Weltreichs erleichterte ihnen das Reisen und Wandern unendlich. Der Staat gab zunächst nicht acht. Da er die im Grunde doch ungefährlichen Judenviertel gewähren ließ, ja, mit gewissen Privilegien abfand, wurde den Christen dasselbe zuteil.

Hiergegen waren die anderen Religionen wehrlos. Sie hatten keine Agitationspredigt, keine Organisation, die auf Eroberung ausging. Selbst Isis war tolerant, und wer ihre Weihen nahm, durfte auch zu Jupiter, zu jedem anderen Gott beten. Der Christengott nahm sich aus dem Alten Testament die Losung: „Du sollst keine anderen Götter haben neben mir.“ Dieser zornig ungestüme Monotheismus hat gewiß mächtigen Eindruck gemacht. Eine große innere Logik war in ihm: auf der Erde herrschte nur ein Monarch, der Kaiser; wie soll es im Himmel anders sein? Weg mit der plan- und sinnlosen Vielgötterei! Ein Wille waltet, wie im Himmel, so auf Erden.

War es dies, was die Menschheit so rasch gewann? was die Seelen der Vielen packte? oder war es das andere, wovon das Gebet spricht: „und vergib uns unsere Schuld und erlöse uns von dem Übel“? Das Sündengefühl war in den Völkern längst wach geworden und die angstvolle Gewißheit, daß es im Jenseits einst Lohn und Strafe gibt. Aber auch die Mysterien der Isis, auch die des Mithras verhießen Gnade und ewige Erlösung. Es kam hier wie dort nur auf den Glauben an. Warum glaubte man Christus mehr? Gewiß, er predigte Nächstenliebe und Ernstmachen mit der Tugend. Aber die christliche Tugendlehre war im Grunde keine andere als die längst von den Griechen in allen Schulen verkündete.

Was schließlich wirklich den Sieg gab, das war der straffe Zusammenschluß, die Gemeindebildung. Vergegenwärtigen wir uns das damalige Leben und was ihm Inhalt gab. Zur Zeit der freien Demokratie eines Perikles oder der Gracchen, damals wäre eine religiöse Massenbewegung und Propaganda undenkbar gewesen. Das Volk war ausreichend anderweitig beschäftigt; es erschöpfte sich völlig im Staatsleben, im Klassenkampf, in der Bürgerpflicht, die jeden heranzog und den ganzen Menschen brauchte. Seit die römischen Kaiser Orient und Okzident beherrschten, war in allen Städten, in Ephesus, Thessalonich, Athen usf. die demokratische Selbstverwaltung als staatsgefährlich unterdrückt worden. Nur ein enger Rat vornehmer Leute besorgte die Stadtgeschäfte, genau dem hochadligen Senat entsprechend, der in Rom tagt. Wohin immer die Christusboten kamen, fanden sie also das Stadtvolk müßig; es hatte nichts als das bißchen Theater, Musik, das Turnen mit seinen lumpigen Ehrenpreisen. Auch alle Klubbildung war verboten. Aber heimlich bildeten sich trotzdem die christlichen Gemeinden; sie umgingen das Verbot; und da hatte endlich die Menge, in der eine Fülle von Begabung und Tatkraft schlief und die nach Betätigung hungerte, ein Feld gewonnen, sich zu regen. Die gähnende Leere des Lebens war ausgefüllt; denn die Gemeinden waren zunächst durchaus demokratisch konstituiert; jedes Mitglied konnte sich tätig rühren, mit abstimmen, mit vorbeten, selbst sich hinstellen und zungenreden. Es war beglückend, wie ein Geschenk von oben; es hatte etwas unwiderstehlich Lockendes. Endlich kam Regung, ja Erregung in die Öde des verkümmerten Volkslebens. Einst war die Demokratie patriotisch und kämpfte todesmutig gegen Persien und jeden Landesfeind; jetzt war sie christlich und kämpfte gegen die Welt und ihre Dämonen: Christus das Panier.

Aber die Gemeinde leistete mehr; sie wirkte mit praktischen sozialen Mitteln; sie schuf die soziale Selbsthilfe, da die Reichsregierung nicht half. Das griechische Genossenschaftswesen war dafür ein Vorbild: Armenversorgung, Krankenversorgung, Alterspflege, Begräbniswesen. Die Gemeindediener oder Diakonen gingen von Haus

*) Aus dessen Charakterköpfen Spätroms (2. Auflage. Verlag von Quelle & Meyer, in Halbleinenband Mk. 32.—). Auch dieses Werk teilt den Erfolg seiner übrigen Bücher, von denen immer neue Auflagen aufgelegt werden. Man kann wohl mit Recht sagen, daß Birt's Darstellungskunst weiten Kreisen erst die Antike erschlossen hat.

zu Haus und sahen nach den Kranken, nahmen Register der Hilfsbedürftigen auf; die verarmten Witwen wurden als Pflegerinnen angestellt und sahen sich selbst dadurch versorgt; der Bischof oder Episkopus, d. h. der Gemeindeaufseher, verwaltete die Gemeindekasse und vergab die Unterstützungen. Auf den Altar des Betraumes wurden die einlaufenden Almosen niedergelegt und der Spender ermutigt durch die Verkündigung, daß der Lohn im Himmel nicht ausbleibe. Ein Gemeindeglied stirbt, die Gemeinde selbst als Begräbnisgenossenschaft sorgt für die Bestattung. Die Wohltätigkeit war bei den sog. Heiden zum mindesten ebenso groß; man gab auch da mit vollen Händen; aber es geschah nur aus Menschenfreundlichkeit, ohne an einen Lohn im Himmel zu denken. Das junge Christentum organisierte das Wohltun; die „Charitas“ wurde zum Kampfmittel. „Seht, wie wir uns untereinander lieben!“ so hieß es da. Wer aber nicht Christ war, dem wurde Hilfe zunächst nicht gewährt; die Hilfe war streng exklusiv. Sie war ein Zugmittel. Wer beitrat, konnte auf sie hoffen.

Und auch der Kampf der neuen Lehre gegen die Brandopfer, den Opferdampf, hat gewiß ganz überzeugend gewirkt, auch aus ökonomischen Gründen. Schon Seneca und ebenso Apollonius von Tyana lehrten ja damals, daß Gott, der überirdische, solche Opfer nicht wolle und brauche; und wie kostspielig waren sie! Längst suchten die Frommen sie irgendwie zu umgehen oder zu schmälern; wir lesen, daß man den Göttern oft schlechtere, räudige Tiere schlachtete und für sie vom gesunden Vieh nur die ungenießbaren Teile, Köpfe und Klauen, abschnitt; gelobte man dem Handelsgott Hercules den Zehnten des Geschäftsgewinns, so wurde von dem Zehnten in Wirklichkeit oft genug nur der dritte Teil auf den Altar gelegt. Die neue Lehre untersagte solchen Aufwand. Das Geld kam der Gemeinde zugute.

In diesen Gemeinden selbst aber, die überall sich glichen (denn sie standen alle miteinander im Austausch und Zusammenhang wie ein Netz, das über die Welt geworfen ist), in ihnen lebte ein gläubiger Drang nach Kampf, nach Sieg, nach Weltüberwindung, der sich auf die Verheißung gründete. Es war zugleich ein Geist der Wundersucht, der Exaltation. Die Evangelien, durch die heute Christus auf uns wirkt und sich der Herzen immer neu bemächtigt, waren noch gar nicht da, immer noch lebendig aber die Stimmungen aus jener Zeit der Urgemeinde, als noch beim Pfingstwunder die Flammen sich auf die Häupter der Jünger niederließen; es gab immer noch christliche Wundertäter, die sich insbesondere auf die Dämonen verstanden: bei Nennung von Jesu Namen fuhr allemal der Teufel aus dem Besessenen, und es wird uns versichert, die Heiden konnten solch Wunder nicht verrichten. Auch mit solchem Spuk glaubte man für Christus zu werben. Man muß die flackernd entzündbare, ekstatische Seele des Südländers kennen, um das zu verstehen.

Ein schöneres Wunder dagegen war die sittliche Reinheit im Gemeindeleben. Jene erste Zeit des Christentums, die noch tief bis in das 2. Jahrhundert reicht, steht durch sie wie verklärt da und wie von einem Nimbus umschimmert. Es war die kurze Idealzeit praktischer Jesusliebe, der Verwirklichung der göttlichen Forderungen Jesu und seiner Sendboten, die einzige Idealzeit, die die Menschheit — oder doch ein Ausschnitt der Menschheit — erlebt hat und nach der wir uns umsonst zurücksehnen: Heiligung des Lebens, vor allem im keuschen Wandel; paradiesische Harmonie; eine Gemeinde der Heiligen. Auch die außenstehenden Weltleute wie Plinius sehen mit Staunen die makellose Sauberkeit dieser seltsamen Leute. Aber es war ein Gutsein mit Furcht und Zittern. Die Angst vor dem jüngsten Tage stand wie mit Peitschenhieben dahinter. Christus selbst hatte ja den Tag als nahe verkündet, wo er kommen werde zu richten die Lebendigen und die Toten; so sprach auch Paulus zu den Philosophen in Athen von ihm nur als dem zukünftigen Richter. Furchtbar nahe glaubte man den Schlußakt wirklich, wo Himmel und Erde für immer ineinander stürzen und die Sterne erlöschen, die Posaune bläst und die Gebeine der Toten klappernd in den Grüften sich regen. Tertullian schildert es uns gläubig visionär mit Grausen: die Wiederkehr des Herrn. Er wird dich prüfen: keiner betrügt ihn. Wohl dem, den er nicht sündhaft findet.

Schon aber begannen die Konflikte mit dem Staat; die ersten Glaubensopfer fielen. Es konnte nicht anders sein. Ein Geheimhalten war nicht durchführbar: allein schon, wenn der Christ über die Straße ging, sah er rechts und links Götterbilder an den Wegscheiden, auf den Märkten; wenn er zu Schiff fuhr, war auch da das Bild des Castor und Pollux oder der Isis als Patronin geweiht; es mußte auffallen, wenn er das Zeichen der Adoration nie machte. Genossenschaften, die sich selbst besoldete Beamte hielten, waren immer noch untersagt; der Betrieb einer christlichen Genossenschaft oder Gemeinde wurde um das Jahr 111 in Kleinasien aufgedeckt, die Teilnehmer mit dem Tode bestraft. Aber der Kaiser Trajan machte sich klar, daß eine Durchführung solchen Strafverfahrens allerorten unmöglich sei; die Sekte der Gottlosen war schon zu verbreitet. Darum befahl er den Statthaltern möglichstes Nichtbeachten; nur in akuten Fällen sollte zugegriffen werden. Und das ist lange Zeit die Richtschnur der Regierung geblieben. Eben damals fiel auch der römische Bischof Ignatius als Märtyrer; im Jahre 156 Polykarp, der Bischof von Smyrna, der sich übrigens nicht sehr tapfer zeigte. Bekennernaturen, die sich nicht zurückhalten konnten, gab es zu allen Zeiten; auch ließen sich Anlässe nicht umgehen, wo für den Kaiser die göttliche Verehrung, für die Staatsgötter das Opfer gefordert wurde. Wer es verweigerte, war gottlos, war Atheist, war des Todes. Das Sterbenlassen in Massen war in jenen Zeiten nicht Besonderes; schon Septimius Severus hat uns das gezeigt; es betraf die politischen Widersacher. Warum sollten nicht auch die Christen sterben? Und sie taten es gern. Ihre Seelen drängten sich danach. Der Himmel stand den Bekennern offen. Die Engel neigten sich zu ihnen. Glorie umgab sie.

Und die Wirkung? „Die Verfolgung wirkt nur als Lockspeise für unsere Sekte; wir werden um so zahlreicher, je mehr man uns hinmäht. Das Blut der Christen ist fruchtbarer Samen“, so lautet eine der exaltierten Stimmen aus jenen Zeiten.

In Wirklichkeit hat es im Reich eine planvolle Verfolgung der Christenheit in den ersten 200 Jahren nicht gegeben; nur an einzelnen Orten, wo das Volk sich durch die Christen, die sich spröde abschlossen, provoziert glaubte, wurden Hetzen gemacht; dieser oder jener Statthalter griff dann einmal zu. Es waren immer nur durchaus lokale Erscheinungen, und die Zahl der Opfer keineswegs sehr groß, wenn wir die Massentötungen, die sonst geschahen und von denen ich sprach, vergleichen. Aber die Christen selbst erhoben laut wehklagend und anklagend ihre Stimme, feierten die Namen der Gerichteten, und so wurden in der Tat auch die Märtyrer zu Werbern für die Christensache. Blut war geflossen. Die Kampfesfreudigkeit wuchs: Christus unser Kaiser und König!“



Kleine Rundschau-Ecke



*** Sintflut 1922.** Die Prager „Bohemia“ hat an mehrere hervorragende Schriftsteller und Schauspieler folgende menschenfreundliche Rundfrage gerichtet: „Welche fünf Menschen würden Sie retten, wenn Sie heute Noah wären und vor der Sintflut sein Amt zu erfüllen hätten?“ Von den Antworten sind die folgenden wohl die interessantesten: G. Bernard Shaw (London): „Ich würde die ganze verdammte Bande ersaufen lassen und es Gott überlassen, etwas Besseres zu erfinden. Die menschliche Rasse ist ein hoffnungsloser politischer Fehlschlag.“ — Henny Porten (Berlin): „Ich möchte es mit niemanden verderben.“ — Georg Kaiser (Grünheide in der Mark): „Aus der Sintflut würde ich retten: fünf unmündige Kinder.“ — Herbert Eulenberg (Kaiserwerth a. Rhein): „Ich würde unter den heutigen Zeitumständen die fünf Menschen, die ich retten möchte, versaufen lassen. Dann würde ich die Arche anbohren und mit ihr selbst gerne zugrunde gehen, um unter einer neuen, nicht mehr strengvölkisch beschränkten freien Menschheit aufzuwachen, einer Menschheit, die Nationalismus und Rasse, diese Quälgeister, glücklich überwunden hat.“



Kleine Rundschau-Ecke



Zum halben Preis. Maler: „Das ist das beste Bild auf der ganzen Ausstellung. Sie können es zum halben Katalogpreis haben.“ — Käufer: „Was kost't der Katalog?“

*

Vergeßlich. Hausherr: „So, lahm sind Sie? Wie sind Sie dann da in die fünfte Etage heraufgekommen?“ — Bettler: „O der Teixel, stumm wollte ich sagen!“

*

Richtig. Mente vom Rennwettkonzern hatte Pleite gemacht und stand vor Gericht. Ein paar Tage darauf fragte einer der Reingefallenen, ob denn Mente bestraft sei. „Gott bewahre,“ wird ihm geantwortet, „er ist wegen Irrsinn freigesprochen; ich bitte Sie, heutzutage ist doch jeder vernünftige Mensch verrückt!“

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.